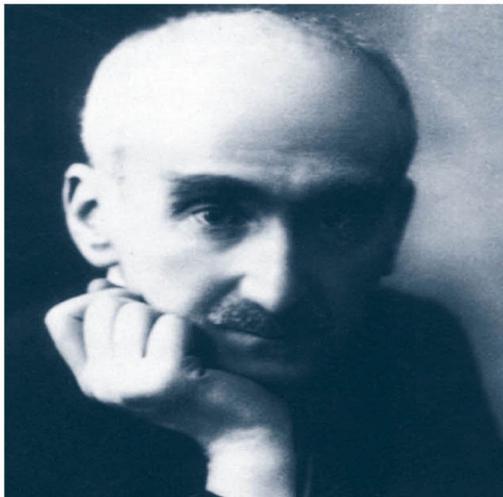


eva



TASCHENBUCH



**HENRI BERGSON**  
Zeit und Freiheit

Henri Bergson  
Zeit und Freiheit

Henri Bergson, *Zeit und Freiheit*, 1906, S. 1-10

## **Der Autor**

Henri Bergson wurde 1859 in Paris geboren und starb dort 1941. Bergson war Professor am Collège de France und wurde 1914 Mitglied der *Académie Française*. 1928 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Die wichtigsten Werke: *Materie und Gedächtnis* (1896); *Die schöpferische Entwicklung* (1907); *Die geistige Energie* (1919); *Die beiden Quellen der Moral und der Religion* (1932), als Taschenbuch Nr. 50 bei eva: *Denken und schöpferisches Werden. Aufsätze und Vorträge*.

**Henri Bergson**  
**Zeit und Freiheit**

Europäische Verlagsanstalt

E-Book (ePDF):

Erstausgabe (Print):

© 1994 Europäische Verlagsanstalt, Hamburg

5. Auflage CEP Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2012

Alle Rechte vorbehalten.

Titel der Originalausgabe: „Sur les données immédiates de la conscience“

Presses Universitaires de France, Paris

Nachdruck der Übersetzung der 1949 im Westkulturverlag Anton Hain erschienenen 2. Auflage der Übersetzung des Verlages Eugen Diederichs, Jena, 1920.

Nachwort von Konstantinos P. Romanos »Anmerkungen zu Henri Bergson«.

E-Book-Ausgabe:

CEP Europäische Verlagsanstalt, Hamburg

ePDF: ISBN 978-3-86393-627-3

Auch als gedrucktes Buch erhältlich:

CEP Europäische Verlagsanstalt, Hamburg

Print-Ausgabe: ISBN 978-3-86393-020-2

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden Sie im Internet unter [www.europaeischeverlagsanstalt.de](http://www.europaeischeverlagsanstalt.de)

# INHALT

Vorwort .....	7
I. Von der Intensität der psychologischen Zustände .....	9
II. Von der Mannigfaltigkeit der Bewußtseins- zustände. Die Vorstellung der Dauer .....	60
III. Von der Organisation der Bewußtseinszustände. Die Freiheit .....	106
Schluß .....	165
Anmerkungen zu Henri Bergson von Konstantinos P. Romanòs .....	179



## Vorwort

Wir drücken uns notwendig durch Worte aus, und wir denken fast immer räumlich. Mit andern Worten, die Sprache zwingt uns, unter unsern Vorstellungen dieselben scharfen und genauen Unterscheidungen, dieselbe Diskontinuität herzustellen wie zwischen den materiellen Gegenständen. Diese Assimilation ist im praktischen Leben von Nutzen und in der Mehrzahl der Wissenschaften notwendig. Es ließe sich jedoch die Frage aufwerfen, ob nicht die unübersteiglichen Schwierigkeiten, die gewisse philosophische Probleme bieten, daher kommen, daß man dabei beharrt, die Erscheinungen, die keinen Raum einnehmen, im Raume nebeneinander zu ordnen, und ob sich der Streit nicht oft dadurch beenden ließe, daß man von den allzu groben Bildern abstrahiert, um die er sich abspielt. Wenn eine unberechtigte Übersetzung des Unausgedehnten in Ausgedehntes, der Qualität in Quantität ins Innere der aufgeworfenen Frage selbst den Widerspruch hineinträgt, ist es dann zu verwundern, daß sich der Widerspruch in den Lösungen, die man ihr gibt, wiederfindet?

Wir haben unter den Problemen das gewählt, das der Metaphysik und Psychologie gemeinsam ist: das Freiheitsproblem. Wir versuchen nachzuweisen, daß jede Erörterung zwischen den Deterministen und ihren Gegnern eine vorangegangene Vermengung der Dauer mit der Ausdehnung, der Sukzession mit der Gleichzeitigkeit, der Qualität mit der Quantität in sich begreift: Mit Aufhebung dieser Vermengung würden aber vielleicht die Einwände gegen die Freiheit, ihre Definitionen und in gewissem Sinne das Problem der Freiheit selbst verschwinden. Dieser Nachweis ist der Gegenstand des dritten Teils unserer Arbeit; die beiden ersten Kapitel, in denen die Begriffe der Intensität und der Dauer einer Untersuchung unterzogen werden, sollen dem dritten Kapitel als Einführung dienen.

Februar 1888

*Henri Bergson*



# I. Von der Intensität der psychologischen Zustände

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Bewußtseinszustände: Empfindungen, Gefühle, Affekte und Willensanstrengungen, zu- und abnehmen können; einige versichern uns sogar, daß eine Empfindung zwei-, drei-, viermal so intensiv genannt werden kann als eine andre Empfindung von gleicher Natur. Wir werden diese letztere Behauptung, die die These der Psychophysiker ist, späterhin untersuchen; selbst die Gegner der Psychophysik aber sehen nichts Unrichtiges darin, von einer Empfindung zu sprechen, die intensiver sei als eine andre Empfindung, von einer Willensanstrengung, die größer sei als eine andre Willensanstrengung, und auf diese Weise zwischen rein inneren Zuständen quantitative Unterscheidungen aufzustellen. Der gemeine Verstand erklärt sich übrigens ohne die geringste Bedenklichkeit über diesen Punkt: man sagt, es sei einem mehr oder weniger warm, man sei mehr oder weniger betrübt, und diese Unterscheidung von mehr oder weniger nimmt niemanden Wunder, auch wenn man sie ins Gebiet subjektiver Tatsachen und unausgedehnter Dinge hinein fortsetzt. Hier liegt indessen ein sehr dunkler Punkt und ein Problem von größerer Tragweite, als man sich allgemein vorstellt.

Wenn man behauptet, eine Zahl oder ein Körper sei größer als ein anderer, weiß man allerdings sehr wohl, wovon man spricht; denn in beiden Fällen ist von ungleichen Räumen die Rede, wie wir später im einzelnen ausführen werden, und man nennt größer den Raum, der den andern enthält. Wie aber sollte eine intensivere Empfindung eine solche von geringerer Intensität enthalten können? Wird man uns etwa erwidern wollen, die letztere sei in ersterer inbegriffen, die Empfindung der höheren Intensität werde nur unter der Bedingung zu erreichen sein, daß zuvor geringere Intensitätsgrade derselben Empfindung durchlaufen worden sind, und daß es sich also auch hier wieder in gewissem Sinne um das Verhältnis zwischen einem Enthaltenden und Enthaltenden handle? Diese Auffassung von der

intensiven Größe scheint die des gemeinen Verstandes zu sein: man kann sie aber nicht zum Range einer philosophischen Erklärung erheben, ohne geradezu einen Zirkelschluß zu begehen. Es ist nämlich unbestreitbar, daß eine Zahl mehr ist als eine andre, wenn sie in der natürlichen Zahlenreihe ihren Platz hat nach ihr; man hat aber die Zahlen in anwachsender Reihenfolge anordnen können, eben weil zwischen ihnen Beziehungen von Enthaltendem und Enthaltendem bestehen und weil man sich imstande fühlt, genau zu erklären, in welchem Sinne die eine größer ist als die andre. Die Frage ist dann, zu wissen, wie es uns denn gelingt, eine derartige Reihe mit intensiven Größen zu bilden, die ja nicht aus Dingen bestehen, die aufeinander gelegt werden können, und woran wir denn erkennen, daß die Glieder dieser Reihe z.B. anwachsen, statt abzunehmen; und das läuft allemal auf die Frage hinaus, weshalb eine intensive Größe einer extensiven vergleichbar sei.

Es hieße der Schwierigkeit nur aus dem Weg gehen, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, zwei Arten von Quantität unterscheiden wollte, die eine extensiv und meßbar, die andere intensiv und eigentlicher Messung nicht zugänglich, dabei aber doch so beschaffen, daß man von ihr trotzdem noch sagen kann, sie sei größer oder kleiner als eine andre Intensität. Denn es wird damit anerkannt, daß diese beiden Formen von Größen etwas Gemeinsames haben, da man sie ja beide Größen nennt und in gleicher Weise anwachsen und abnehmen läßt. Was aber könnte es, vom Gesichtspunkte der Größe aus, zwischen dem Extensiven und dem Intensiven, dem Ausgedehnten und Unausgedehnten Gemeinschaftliches geben? Nennt man die größere Quantität im ersteren Falle die, die die andre enthält, weshalb spricht man auch dann noch von Quantität und Größe, wenn weder ein Enthaltendes noch ein Enthaltenes mehr vorhanden ist? Wenn eine Quantität wachsen und abnehmen kann, wenn man bei ihr das *weniger* sozusagen im Schoß des *mehr* erblickt, ist sie dann nicht eben deswegen teilbar, ausgedehnt? Und liegt dann nicht ein Widerspruch vor, wenn wir von inextensiver Quantität reden? Dennoch kommt der gemeine Verstand mit den Philosophen darin überein, ein rein Intensives zur Größe zu machen, genau wie ein Ausgedehntes. Und nicht nur gebrauchen wir dasselbe Wort, sondern wir empfinden auch einen analogen Eindruck in beiden

Fällen, ob wir nun an ein größeres Intensives denken oder ob es sich um ein größeres Ausgedehntes handelt; die Bezeichnungen »größer« und »kleiner« rufen jedenfalls in beiden Fällen dieselbe Vorstellung hervor. Fragen wir uns nun, worin diese Vorstellung besteht, so liefert uns das Bewußtsein abermals das Bild von einem Enthaltenden und einem Enthaltenen. Wir stellen uns z.B. eine größere Intensität der Willensanstrengung wie eine größere Länge zusammenge-rollten Drahtes, wie eine Sprungfeder vor, die einen größeren Raum einnehmen wird, wenn ihre Spannung nachläßt. In der Vorstellung eines Intensiven und selbst in dem Worte, das sie wiedergibt, liegt das Bild einer gegenwärtigen Zusammenziehung und folglich einer künftigen Ausweitung, das Bild einer virtuellen Ausgedehntheit, wenn man so sagen könnte, eines zusammengepreßten Raumes. Wir müssen also glauben, daß wir das Intensive ins Extensive übersetzen und daß die Vergleichung zweier intensiver Größen sich vollzieht oder wenigstens ausgedrückt wird durch die verworrene Anschauung von einer Beziehung zwischen zwei Ausdehnungen. Schwierigkeiten scheint aber die genauere Bestimmung der Natur dieser Operation zu bereiten.

Die Lösung, die sich ohne weiteres anbietet, wenn man erst einmal auf diesem Wege weiterdenkt, würde die sein, daß man die Intensität einer Empfindung oder irgendeines Zustandes des Ich durch die Zahl oder Größe der objektiven und somit meßbaren Ursachen definiert, die sie hervorgerufen haben. Es ist nicht zu bestreiten, daß eine intensivere Lichtempfindung die ist, die man durch eine größere Anzahl von Lichtquellen erhalten hat oder erhalten würde, wobei man sich diese als aus gleicher Entfernung wirkend und untereinander identisch zu denken hätte. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aber sprechen wir ein Urteil über die Intensität der Wirkung aus, ohne auch nur die Natur der Ursache zu kennen, geschweige denn ihre Größe; oft sogar führt uns die Intensität der Wirkung dazu, aufs Geratewohl eine Hypothese über die Zahl und Natur der Ursachen zu bilden und dadurch eine Berichtigung des Urteils unserer Sinne herbeizuführen, die sie uns zuerst als unbedeutend dargestellt hatten. Umsonst wird man dagegen geltend machen, daß wir in diesem Falle den gegenwärtigen Zustand des Ich mit irgendeinem früheren Zustand

vergleichen, wo gleichzeitig mit dem Erleben der Wirkung die Ursache als Ganzes wahrgenommen wurde. In einer sehr großen Anzahl von Fällen verfahren wir allerdings auf diese Weise; aber man erklärt damit nicht die Intensitätsunterschiede, die wir zwischen den tiefer gelegenen psychologischen Vorgängen aufstellen, die aus uns selbst hervorgehen und keine äußeren Ursachen mehr haben. Andererseits sprechen wir uns gerade dann am zuversichtlichsten über die Intensität eines psychischen Zustandes aus, wenn der subjektive Aspekt des Phänomens allein unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht oder wenn die äußere Ursache, woran wir ihn geknüpft denken, sich nicht eigentlich als meßbar erweist. So erscheint es uns selbstverständlich, daß man beim Ausziehen eines Zahnes einen intensiveren Schmerz empfindet als beim Ausreißen eines Haares; der Künstler weiß über allen Zweifel, daß das Gemälde eines Meisters ihm ein intensiveres Vergnügen gewährt als ein Ladenschild; und man braucht nicht erst von Kohäsionskräften gehört zu haben, um behaupten zu können, daß es weniger Anstrengung kostet, eine Stahlklinge zu biegen als einen Eisenstab zu krümmen. So wird also die Vergleichung zweier Intensitäten größtenteils ohne die geringste Rechenschaft über die Zahl der Ursachen, die Art ihres Wirkens und ihre Ausdehnung vollzogen.

Es bliebe hier allerdings noch eine subtilere Hypothese derselben Art möglich. Es ist bekannt, daß die mechanistischen und hauptsächlich die kinetischen Theorien darauf hinausgehen, die uns wahrnehmbaren und fühlbaren Eigenschaften der Körper durch genau bestimmte Bewegungen ihrer elementaren Teile zu erklären, und einige sehen schon den Zeitpunkt voraus, wo die intensiven Unterschiede der Qualitäten, d.h. unserer Empfindungen sich auf extensive Unterschiede zwischen den Veränderungen werden zurückführen lassen, die dahinter stattfinden. Vielleicht dürfte es nun zulässig sein zu behaupten, daß wir, ohne diese Theorien zu kennen, sie dunkel ahnen, daß wir hinter einem intensiveren Ton eine umfangreichere Vibration vermuten, die sich ins Innerste des vom Reiz getroffenen Teils fortpflanzt, und daß wir auf diese sehr genaue, wenn auch verworren wahrgenommene mathematische Beziehung anspielen, wenn wir von einem Ton sagen, er habe eine höhere Intensität. Aber auch ohne so weit zu gehen, könnte man

wohl als Prinzip aufstellen, daß jeder Bewußtseinszustand einem gewissen Reizzustand der Moleküle und Atome der Gehirns substanz entspricht und daß die Intensität einer Empfindung für den Umfang, die Verwicklung und die Ausdehnung der Molekularbewegung das Maß abgibt. Diese letztere Hypothese ist mindestens ebenso wahrscheinlich als die erstere, aber sie taugt ebensowenig zur Lösung des Problems. Denn es ist zwar möglich, daß die Intensität einer Empfindung auf eine mehr oder weniger bedeutende Leistung hinweist, die sich in unserem Organismus vollzogen hat; im Bewußtsein gegeben ist uns aber nur die Empfindung, nicht die mechanische Leistung. Wir urteilen ja über die mehr oder weniger große Menge der geleisteten Arbeit erst auf Grund der Intensität der Empfindung; die Intensität bleibt also, dem Anschein nach wenigstens, eine unmittelbare Eigenschaft der Empfindung. Und immer taucht dieselbe Frage auf: weshalb sagen wir von einer höheren Intensität, sie sei größer? Weshalb denken wir an eine größere Quantität oder einen größeren Raum?

Vielleicht liegt die Schwierigkeit des Problems hauptsächlich darin, daß wir Intensitäten verschiedenster Natur, wie z.B. die Intensität eines Gefühls und die einer Empfindung oder einer Willensanstrengung, mit demselben Namen belegen und in derselben Weise vorstellen. Die Willensanstrengung wird von einer Muskelempfindung begleitet, und die Empfindungen selbst sind an gewisse physische Bedingungen geknüpft, die wahrscheinlich auf die Bewertung ihres Intensitätsgrades Einfluß haben: es sind das Phänomene, die sich auf der Oberfläche des Bewußtseins zutragen und die sich allemal, wie wir späterhin sehen werden, mit der Wahrnehmung einer Bewegung oder eines äußeren Gegenstandes assoziieren. Gewisse Zustände der Seele jedoch scheinen uns, ob mit Recht oder mit Unrecht, sich selbst zu genügen: so die hohe Freude, der tiefe Kummer, die Leidenschaften des reflektierenden Gemüts, die ästhetischen Affekte. Die reine Intensität muß sich in diesen einfachen Fällen leichter abgrenzen lassen, wo keinerlei extensives Element mit hineinzuspielen scheint. In der Tat werden wir sehen, daß sie sich hier auf eine gewisse Qualität oder Schattierung zurückführen läßt, deren Tönung sich einer mehr oder weniger beträchtlichen Menge psychischer Zustände

mitteilt, oder, wenn man will, auf eine größere oder kleinere Zahl einfacher Zustände, die die fundamentale Erregung durchdringen.

Es ist z.B. ein dunkles Verlangen allmählich zu einer tiefen Leidenschaft geworden. Man wird sich überzeugen können, daß die geringe Intensität dieses Wunsches zunächst darin bestand, daß er uns isoliert und gleichsam dem ganzen übrigen Innenleben fremd erschienen war. Doch allmählich hat der Wunsch eine immer größere Zahl psychischer Elemente durchdrungen, indem er ihnen sozusagen seine eigene Farbe verlieh; und nun scheint sich allen Dingen gegenüber unser Standpunkt verwandelt zu haben. Wird man etwa nicht eine tiefe Leidenschaft, wenn sie einmal entstanden ist, daran gewahr, daß die gleichen Dinge auf einen nicht mehr denselben Eindruck machen? All unsere Empfindungen, alle Vorstellungen erscheinen durch sie wie neu; es ist, als erlebten wir eine zweite Kindheit. Analoges widerfährt uns bei gewissen Träumen, wo unsere Einbildung uns nur ganz Gewöhnliches vorführt und wo dennoch ein gewisser noch nie dagewesener Klang durch die Traumbilder hindurchtönt. Je weiter man eben in die Tiefen des Bewußtseins hinabdringt, desto weniger hat man das Recht, die psychologischen Tatsachen wie Dinge zu behandeln, die sich nebeneinander aufreihen lassen. Wenn man sagt, ein Gegenstand nehme einen großen Raum in der Seele ein, oder sogar, er nehme sie ganz und gar ein, so darf man darunter nur verstehen, daß sein Bild die Tönung Tausender von Wahrnehmungen und Erinnerungen modifiziert hat und daß es sie in diesem Sinne durchdringt, ohne doch selber darin zum Vorschein zu kommen. Diese ganz dynamische Vorstellungsart aber widerstrebt dem reflektierenden Bewußtsein, weil dieses die scharfen Unterscheidungen, die sich ohne weiteres auf Worte bringen lassen, bevorzugt und die Dinge liebt, die bestimmte Umrisse haben, wie die, die wir im Raume erblicken. Es wird daher annehmen, daß ein bestimmtes Begehren sukzessive Größengrade durchlaufen habe, während alles übrige sich gleichgeblieben sei: als könnte noch von Größe gesprochen werden, wo weder Mannigfaltigkeit ist noch Raum! Und wie wir das reflektierende Bewußtsein dabei beobachten können, daß es die immer zahlreicheren Muskelkontraktionen, die sich an der Körperoberfläche vollziehen, auf einen gegebenen Punkt des Organismus

konzentriert, um daraus eine Willensanstrengung von anwachsender Intensität zu machen, so wird es auch in der Gestalt eines anschwellenden Begehrens die progressiven Modifikationen abgesondert kristallisieren lassen, die in der verworrenen Masse der gleichzeitig vorhandenen psychischen Vorgänge stattgefunden haben. Es liegt aber hier in Wahrheit mehr eine Qualitäts- als eine Größenveränderung vor.

Was aus der Hoffnung eine so intensive Lustempfindung macht, ist, daß die Zukunft, die wir uns nach Belieben ausmalen können, uns zur selben Zeit in einer Menge von gleich ansprechenden, gleich möglichen Gestaltungen vorschwebt. Auch wenn sich die erwünschteste unter ihnen verwirklicht, müssen wir eben doch die andern aufgeben, und haben dann viel verloren. Die Vorstellung der Zukunft, die eine Unendlichkeit von Möglichkeiten in ihrem Schoße birgt, ist also fruchtbarer als die Zukunft selbst, und so kommt es, daß der Hoffnung ein größerer Reiz beiwohnt als dem Besitz, der Traum anziehender ist als die Wirklichkeit.

Versuchen wir uns klarzumachen, worin die wachsende Intensität einer Freude oder einer Betrübniß besteht, und zwar in den Ausnahmefällen, wo kein physisches Symptom dabei mitspielt. Die innere Freude ist ebensowenig wie die Leidenschaft eine isolierte psychologische Tatsache, die zuerst an einem besondern Orte der Seele anzutreffen wäre und sodann allmählich mehr Raum einnähme. Auf ihrer niedersten Stufe kommt sie annähernd einer Einstellung unserer Bewußtseinszustände in der Richtung auf die Zukunft gleich. Alsdann beginnen unsere Vorstellungen und Empfindungen, wie wenn diese Anziehung ihr Eigengewicht vermindert hätte, in schnellerem Tempo aufeinander zu folgen; auch unsere Bewegungen erfordern nicht mehr dieselbe Anstrengung. Schließlich, wenn die Freude den höchsten Grad erreicht hat, erhalten unsre Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder eine völlig unbestimmbare Qualität, die etwa mit Wärme oder mit Licht vergleichbar wäre und die so neu ist, daß wir in gewissen Augenblicken, wenn wir auf uns selbst zurückschauen, fast Verwunderung darüber empfinden, daß wir existieren. So gibt es mehrere charakteristische Formen der rein inneren Freude, lauter sukzessive Etappen, die qualitativen Modifikationen der Masse unserer psychologischen Zustände entsprechen. Doch ist

die Zahl der Zustände, die jede dieser Modifikationen erreicht, mehr oder weniger beträchtlich, und wenn wir sie auch nicht ausdrücklich zählen, so wissen wir gleichwohl, ob unsere Freude z.B. alle unsre Tageseindrücke durchdringt oder ob einige davon unberührt bleiben. Wir errichten auf diese Weise Teilpunkte in dem Intervall zwischen zwei sukzessiven Formen der Freude, und dieses gradweise Vorrücken von einer zur andern ist der Grund, weshalb sie uns ihrerseits wie Intensitäten eines und desselben Gefühls erscheinen, das einer Größenveränderung unterworfen ist. Es wäre nicht schwer darzutun, daß die verschiedenen Grade der Traurigkeit ebenfalls qualitativen Veränderungen entsprechen. Die Betrübnis ist anfänglich nichts weiter als eine Einstellung auf die Vergangenheit, eine Verarmung unserer Empfindungen und Vorstellungen, als ob jede von ihnen nun ganz in dem Wenigen aufginge, was sie zu geben hat, als ob uns irgendwie die Zukunft verschlossen wäre. Und zuletzt folgt ein Eindruck von Niedergeschlagenheit, der uns die Sehnsucht zum Nichtsein erregt und bewirkt, daß jede neue Ungunst des Schicksals uns zu einem weiteren Beweis für die Aussichtslosigkeit des Kampfes wird und so uns eine bittere Genugtuung bereitet.

Die ästhetischen Gefühle geben uns noch auffallendere Beispiele für dieses progressive Hinzukommen neuer Elemente, die in der fundamentalen Gemütsregung sichtbar werden und deren Größe zu vermehren scheinen, obwohl sie lediglich ihre Natur modifizieren. Betrachten wir das allereinfachste, das Gefühl von Anmut. Zunächst ist es nur die Wahrnehmung einer gewissen Ungezwungenheit, einer gewissen Leichtigkeit in den äußeren Bewegungen. Da nun die leichten Bewegungen die sind, die einander vorbereiten, finden wir schließlich eine höhere Ungezwungenheit in den Bewegungen, die sich voraussehen ließen, in den gegenwärtigen Gebarungen, die bereits die Andeutung der künftigen Gebarungen enthalten und sie gewissermaßen präformieren. Wenn ruckweise Bewegungen der Anmut entbehren, so erklärt sich dies daraus, daß jede sich hier selbst genügt und die folgenden nicht ankündigt. Wenn die Anmut die Kurven den gebrochenen Linien vorzieht, so kommt dies daher, daß die gekrümmte Linie jeden Augenblick die Richtung ändert, wobei aber jede neue Richtung in der vorangehenden bereits angekündigt wird. Die Wahrnehmung einer Leich-

tigkeit in der Bewegung fließt somit hier in eins zusammen mit der Lust daran, den Zeitablauf irgendwie zu hemmen und die Zukunft schon im gegenwärtigen in der Hand zu halten. Ein drittes Element stellt sich dann ein, wenn die anmutigen Bewegungen einem Rhythmus gehorchen und von Musik begleitet werden. In diesem Fall nämlich lassen uns Rhythmus und Takt, indem sie uns die Bewegungen des Künstlers noch sicherer vorausszusehen gestatten, daran glauben, daß wir selbst sie beherrschen. Da wir beinahe die Haltung erraten, die er einnehmen wird, scheint es, als ob er, wenn er sie wirklich einnimmt, uns gehorche; die Regelmäßigkeit des Rhythmus stellt zwischen uns und ihm eine Art Verbindung her, und die periodischen Wiederholungen des Taktes sind gleichsam unsichtbare Drähte, durch die wir diese imaginäre Puppe in Bewegung setzen. Und wenn sie einen Augenblick innehält, ist unsre ungeduldig gewordene Hand genötigt, eine Geste zu machen, als wollte sie sie antreiben, als wollte sie sie wieder in jene Bewegung zurückversetzen, deren Rhythmus unser Gedanke und unser Wille geworden ist. Es geht somit in das Gefühl von Anmut eine Art physische Sympathie ein, und wenn man den Zauber dieser Sympathie analysiert, wird man sich überzeugen, daß diese ihrerseits wegen ihrer Verwandtschaft mit der geistigen Sympathie gefällt, deren Vorstellung sie einem auf unmerkliche Weise suggeriert. Dies letztere Element, in das die andern einmünden, nachdem sie es gewissermaßen angekündigt hatten, erklärt die unwiderstehliche Anziehungskraft der Anmut; man würde die Lust nicht begreifen können, die sie uns verursacht, wenn sie weiter nichts wäre als eine Ersparnis an Anstrengung, wie Spencer meint<sup>1</sup>. Die Wahrheit ist vielmehr, daß wir aus allem, was große Anmut besitzt, abgesehen von der Leichtigkeit, die auf Beweglichkeit hinweist, die Andeutung einer möglichen uns entgegenkommenden Bewegung, einer virtuellen oder sogar bereits im Keim vorhandenen Sympathie herauszulesen glauben. Diese bewegliche Sympathie, die da immer im Begriffe steht, sich hinzugeben, macht das wahre Wesen der höheren Anmut aus. So lösen sich also die anwachsenden Intensitäten des ästhetischen Gefühls in eine Menge verschiedenartiger Gefühle auf, von denen jedes einzelne vom

---

1 Essays 1868, vol. II, p. 313.

vorangehenden bereits angekündigt und in ihm sichtbar wird, um dieses sodann definitiv hinter sich zurücktreten zu lassen. Diesen qualitativen Fortschritt deuten wir im Sinne einer Größenveränderung, weil wir das Einfache lieben und weil unsre Sprache nicht dazu angetan ist, die Subtilitäten der psychologischen Zergliederung wiederzugeben.

Um zu begreifen, wie das Gefühl des Schönen selbst einer Abstufung fähig ist, müßte man es einer sorgfältigen Analyse unterziehen. Vielleicht ist die Schwierigkeit, die man bei seiner Definition empfindet, insbesondere darauf zurückzuführen, daß man die Naturschönheiten als den Schönheiten der Kunst voraufgehend ansieht: die Verfahrensweisen der Kunst wären dann nur die Mittel, wodurch der Künstler das Schöne ausdrückt, und das Wesen des Schönen bliebe im dunkeln. Man könnte aber wohl die Frage stellen, ob die Natur nicht gerade durch das glückliche Zusammentreffen mit gewissen Verfahrensweisen unserer Kunst schön sei und ob die Kunst nicht in einem gewissen Sinn der Natur voraufgehe. Will man auch nicht soweit gehen, so scheint es doch den Regeln einer gesunden Methode entsprechender zu sein, das Schöne zunächst in den Werken zu studieren, wo es durch eine bewußte Bemühung hervorgebracht worden ist, und dann in unmerklichen Übergängen von der Kunst zur Natur zurückzugehen, die auf ihre Weise Künstlerin ist. Indem man sich auf diesen Standpunkt stellt, wird man, glauben wir, gewahr werden, daß der Zweck der Kunst darin liegt, die aktiven oder vielmehr widerstrebenden Kräfte unserer Persönlichkeit einzuschläfern und uns auf solche Weise in einen Zustand vollendeter Fügsamkeit überzuführen, in dem wir die Vorstellungen, die man uns suggeriert, verwirklichen und das zum Ausdruck gebrachte Gefühl mitfühlen. In den Verfahrensweisen der Kunst werden wir in abgeschwächter Form, verfeinert und gewissermaßen vergeistigt, die Verfahrensweisen wiederfinden, durch die gewöhnlich der hypnotische Zustand erzielt wird. – So unterbrechen in der Musik Rhythmus und Takt den normalen Lauf unserer Vorstellungen und Empfindungen, indem sie unsre Aufmerksamkeit veranlassen, zwischen festen Punkten zu pendeln, und sie bemächtigen sich unser mit solcher Kraft, daß die Nachahmung einer schluchzenden Stimme, so diskret sie irgend sein mag, schon genügt, uns in eine tief traurige Stimmung zu versetzen. Wenn die Töne der